



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 19.

Wiesbaden, den 6. Februar 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Gott schütze dich!“, von M. Holzer. — „Der eiserne Tritt“, von A. Thomae. — „Auf Besuch bei mir“, von Fritz Müller. — „Eine Melksahrt“, von M. von Bunsen. — „Der Mann in der Bärenhöhle“, von J. von Bülow. — „Der Nazisbauer“, von G. Lebach. — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Ecke.“

Sum Geleite.

Ein Volk lernt wirklich seine volle Nationalkraft nur im Kriege, im vergleichenden Kampf gegen andere Völker kennen, weil sie nur dann vorhanden ist; auf diesem Punkt wird es dann suchen müssen, sie festzuhalten; eine allgemeine Vergrößerung des Maßstabes ist ein getreten. Jakob Burckhardt.

Gott schütze dich.

Von M. Holzer.

Das Wort Gott ist uns wieder nahe gekommen. Allen. Mögen sie nun Atheisten, Monisten oder Freidenker sein, und tausend Erklärungen und tausende verschiedene Wertungen gefunden haben, und hinter jedes Ding zu schauen vermögen und den Anfang der Entstehung der Welt beweisen können. Jetzt steht man mit hochenden Augen, mit fiebernder Seele vor den dunklen Erscheinungen ringsum, und das Schicksal, das nicht nur in riesigen Dimensionen die Völkerzukunft bestimmt, es steht mit Nichts und Doldr vor jedem Haus, vor jeder Türe und in aller Herzen nur ein Wort des Abschieds, nur ein Gebet in der Seele, wenn der Vater, der Mann, der Sohn fort muß: Gott beschütze dich. Ein wunderschönes Gedicht ging vor einiger Zeit durch die Blätter, wo ein Vater seinen Einzigen, noch fast ein Kind, in den Krieg ziehen sieht, einem unsicheren, unbekannten Schicksal entgegen, und da faltet er seit vielen Jahren oder Jahrzehnten zum ersten Male wieder die Hände und seine Lippen beten: Gott beschütze dich.

Wissenschaftler erzählen, daß die Naturvölker oder Völker auf niedriger Entwicklungsstufe in steter Angst gelebt. Das Grollen des Donners, das Leuchten des Blitzes, sein Einschlagen, das in wenigen Sekunden ein Haus oder einen Baum mit seinem Feuermagen verschlungen oder Menschen gelähmt, Ebbe und Flut, Erdbeben, feuerspeiende Berge, Tod und Traum, all diese wechselnden Erscheinungen, für die ihnen jede Erklärung fehlte, versetzten sie in immer wiederkehrende Erregung, in tiefen Schrecken. Und Opfer wurden gebracht und Altäre errichtet und ein Totenkult eingeführt, und Gebete und Gesänge flogen um Ruhe und Schonung. Denn alle diese Erscheinungen wurden als Strafen gedeutet, die ein Gott, ein böser Gott erdacht, um die sündigen Menschen zu züchtigen. Erst viel später veredelte man den Gedanken und meinte, er wolle die Menschen prüfen und läutern.

Und dann wurde der Begriff Gott zu einem Wort, das selbst Gläubigen automatisch auf die Lippen kommt, ein Wort, dessen tiefer Inhalt verflachte. Ein Wort, das man durch andere Worte ersetzen wollte: Natur, Zufall, Schicksal, Weltall. Ein Wort, das entweiht wird durch den täglichen Gebrauch der vielen. Durch tausend Redensarten, die gedankenlos gesagt, eingestreut werden in das banalste Gespräch. Ein Ausruf ohne Bedeutung, hinter dem meist nichts steht als ein feiles Wort, losgelöst von der Tiefe seines Inhalts, von der Offenbarung seines Geistes.

Und nun stehen wir Kulturmenschen vor einem dunklen Schicksal, wir, denen die Errungenschaften der Wissenschaften ins Blut übergegangen, die mit Begriffen zu jonglieren verstehen wie mit Tennisbällen, die die Mathematik und Statistik tausend Beweise gelehrt, die die Behauptung der Soziologie kennen, es werde eine Zeit kommen, wo wir alles vorherzusagen können, weil wir das Warum jedes Darum kennen; die die Hochbewertung der Psychologie jetzt zu verstehen vermögen, die alle Rätsel dieses dunkelsten Erdteiles, den wir menschliche Seele nennen, ergründen will, in ihren Einzelwirkungen und in ihren Beziehungen zueinander, in ihren Ausstrahlungen als Massenpsychie. Es gibt Psychologen, die die wunderbar geistvollsten Daten zusammengestellt, die die Schnelligkeit der Auffassung des Kindes messen, den Empfindungsreiz der Frau wägen, die Reaktionsfähigkeit des Mannes berechnen. Auf langen Tabellen beweisen sie uns durch Antworten von Knaben und Mädchen auf dieselbe Frage die Raschheit der Auffassung der Geschlechter, die Bestimmtheit des Ausdrucks, die Präzision des Denkens, den Allgemeinstand des Willens, der Energie, der Intelligenz. In der Volkswirtschaft hat das bekannte Taylorsystem, das jeden unnützen Handgriff, dem ein bestimmter Denkprozeß vorangeht, ausschaltet und dem seine psychologische Untersuchungen über die Leistungsfähigkeit der Arbeiter zu jeder Stunde zugrunde liegen

über ihr Wachsen nach Ueberwindung des Mechanischen und ihr Abnehmen nach einer bestimmten Aktionsdauer, die staunendswertesten Resultate gezeitigt. Aber all diese Friedensarbeit, in der der menschliche Geist wunderbare Märchen erfunden, elastische Brücken geschlagen, seine Spinnennetze gewebt für alle, alle Erscheinungen eine Deutung gefunden, liegt wesenlos vor uns. Das Schicksal, das wir sonst kommen sehen, vorbereiten konnten, steht wie ein dunkles Gespenst vor uns und wirft alle unsere Berechnungen über den Haufen, führt all unser in ausgefahrenen Bahnen befindliches Denken irre. Was das Morgen bringen wird? ist die eine bange Frage, die uns alle beherrscht.

Und wie die wilden unzivilisierten Völker vor dem Grollen des Donners, stehen wir vor den Ereignissen des Tages, und das Wort Gott, das Angst und Unsicherheit geboren, füllt wir wieder mit Seele und Andacht. Nicht gedankenlos kommt es über unsere Lippen, unserer tiefsten Sehnsucht Leben, unserer heißesten Wünsche Zittern legen wir in dieses schöne Wort, das all das auszudrücken vermag, was wir empfinden, der einzige Ausdruck, der unser polyphones Gefühl spiegelt. Wir glauben nicht an einen bösen Gott, der strafen will, wir glauben an einen guten Gott, der seine Hand schützend auf unseres Geliebten, unseres Kindes Haupt legt. Auch in Angst vor eines dunklen Schicksals Walten kehren wir zu ihm zurück, aber wir wissen, kein Opfer wird ihn versöhnen, kein Gebet ihn bestechen, wir glauben an seine Güte, losgelöst von menschlichen Eitelkeiten. Das Wort Gottes ist heute die höchste Stufe, zu der uns eine Kultur der Humanität geführt, Einsicht, Begreifen. Er hat seinen Tempel nicht in Kirchen, die ihm Menschenhände gebaut, sondern in Höhen, die Menschengestirne erstiegen. Er ist wieder das ordnende, versöhnende Element gegenüber dem Dunklen, Unbestimmten, dem Jähren, Unberechenbaren, aber wir opfern nicht, wir geltehn uns nicht, wir neigen nur in Demut unsere Seele, und das Wort wird zum Gebet: Gott beschütze dich.



Der eherne Tritt.

Von August Thoma e, Kloppenheim.
Horch, horch! Was tönt im Massenschritt
Mit gleichmäßig dumpfem Dröhnen?
Es ist der wuchtige, eherne Tritt
Von Deutschlands Heldenjöhnen.
Wie wohl es tut!
Wie stärkt's den Mut!
Viel Feind', viel Ehr.
Heil unserm Heer!
Bahnsfrei! Deutschland marschieret.

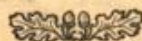
Nach blut'ger Schlacht, mit Rot bedeckt,
Sich sammeln die feldgrauen Krieger.
Dort ruh'n sie, am Boden hingestreckt;
Müd' blicken die Augen der Sieger.
Doch heißt es barsch:
"Parademarsch!"
Der eherne Tritt
Reißt alles mit.
Bahnsfrei! Deutschland marschieret.

Die Feinde steh'n wie festgebann't,
Da den ehernen Tritt sie vernehmen.
Am Nferkanal, am Nisnestrand,
Am Donaugestade, am Njemen.
Kein Feind hält auf
Den Siegeslauf.
Was widersteht,
Wird hingemäht.
Bahnsfrei! Deutschland marschieret.

Die Welt sieht staunend, was deutscher Fleiß,
Was deutscher Wille geschaffen.
Wie läuft da alles im festen Gleis,
Dank unsrer Ordnung, der straffen!

Ja, deutsche Zucht
Erzeugt die Wucht.
Der eherne Tritt
Reißt alles mit.

Bahnsfrei! Deutschland marschieret.



Auf Besuch bei mir.

Von Fritz Müller.

Wir hatten wieder einmal Besuch gehabt. Und es waren sehr liebe Leute. Kein Wunder, daß sie gut behandelt wurden von uns beiden, meiner Frau und mir. Besonders aber von meiner Frau. Das war den ganzen Tag ein "Meine liebe Frau Zwiesler" und ein "Lieber Herr Zwiesler", daß ich ordentlich neidisch wurde. Und immer setzte sie die froheste Miene auf, den Gästen gegenüber, und immer war sie guter Dinge.

Wie lange war es doch, daß ich zum letzten Male auch so gut behandelt wurde? Daß ich nicht Hans Capps geheissen wurde, wenn ich bei Tisch verschüttete, sondern noch getröstet wurde wegen meines Mißgeschicks, wie Herr Zwiesler, wenn er ein Rotweinglas umwarf: "Ach, Herr Zwiesler, regen Sie sich doch nicht auf, es ist ja nicht der Rede wert." Und wie lange war es, daß meine Frau meine Vorschläge als wirklich dankenswerte Anregung bezeichnete, wie sie's jetzt Frau Zwiesler gegenüber tat? Ur lange muß es her sein. Denn ich kann mich nur erinnern, daß seit Jahren meine sämtlichen Vorschläge für den Haushalt als "kompletter Unsinn" abgefertigt wurden.

Kein Wunder also, daß ich Sehnsucht hatte, auch einmal so gut behandelt zu werden wie Herr Zwiesler und Frau Zwiesler. Ich deutete das meiner Frau an. Schonend selbstverständlich, und mit aller Vorsicht.

"Ja, mein Lieber," sagte sie, "Zwieslers sind auch auf Besuch bei uns, wogegen du —"

Sie ließ den Satz unvollendet. Mir aber schoß ein blendender Gedanke durch den Kopf. "Wenn ich also auch einmal auf Besuch zu uns käme," murmelte ich, "so —"

Aber meine Frau war schon in der Richtung gegen Zwieslers verschwunden. Und gleich darauf hörte ich ihre Stimme: "Das ist eine sehr vernünftige Idee, lieber Herr Zwiesler, und auch Ihre liebe Frau Gemahlin hat ganz recht, wenn sie . . ."

Es war schon eine Weile her, daß Zwieslers abgereist waren. Genau so lange, als die heitere Laune meiner Frau verschwunden war, und als ich wieder der Hans Capps vorn und der Hans Capps hinten war den lieben langen Tag. Da kam eines Tages eine Karte an meine Frau:

"Liebe gnädige Frau! Ich habe so viel Liebes und Schönes von Ihrer Gastfreundlichkeit gehört, und ich habe Ihre hausfrauliche Liebenswürdigkeit von früher her — es ist freilich schon ein wenig lange — in so guter Erinnerung, daß ich so frei sein werde, von morgen ab Ihre und Ihres Herrn Gemahls Güte auf kurze Zeit in Anspruch zu nehmen. In der angenehmen Hoffnung, Sie beide so zu treffen, wie ich Sie seit Ihrer Hochzeit in Erinnerung habe, bin ich

Herzlich Ihr ergebener

Fritz."

Einen halben Tag trug meine Frau diese Karte sinnend mit sich herum. Dann kam sie zu mir damit: "Du hör mal, morgen will uns ein alter Freund auf kurze Zeit besuchen; es ist dir doch recht?"

"Ei freilich, wer ist es denn?" sagte ich.

"Hm," sagte sie ein wenig verlegen, "auf seinen Familiennamen kann ich mich nicht genau besinnen — Fritz — Fritz — aber du kannst es ja selber lesen, da."

Ich las die Karte aufmerksam und sagte: „Ja, den müssen wir freilich herzlich aufnehmen; denn er kennt uns ja seit unserer Hochzeit.“

„Und du kannst dich auch nicht mehr erinnern, wie er mit Familiennamen heißt — übrigens, die Schrift, die Schrift kommt mir bekannt vor — wer schreibt doch gleich so ähnlich?“

„Ich,“ sagte ich.

„Ach, geh, Hans Capps, das sind doch keine solche dummen Schnörkel, wie du sie machst.“

„Hm, also es bleibt dabei — wir werden ihm das rote Zimmer geben, denk ich.“

„Was du denkst, das rote Zimmer! Das blaue soll er haben, das ist doch viel schöner als das rote.“

„Wie du meinst.“

„Aber hörst du — du mußt ihn auch gut behandeln!“

„Ich werde mein Möglichstes tun, du kannst dich drauf verlassen.“

*

Am andern Morgen, als ich nicht zu Hause war, kam der Besuch. Als er klingelte, sagte meine Frau zum Mädchen: „Das ist der Besuch, Therese. Natürlich ist mein Mann wieder nicht zu Hause. Aber das ist immer so. Gehen Sie doch einmal hinaus, Therese, und führen Sie ihn ins Besuchszimmer. Gleich käme ich, sagen Sie.“

Da ging die Therese hinaus und öffnete die Tür. Ein Herr in hochgeschlagenem Reisemantel stand draußen und hatte eine Reisetasche in der Hand.

„Ich werde erwartet,“ sagte er, ohne aufzusehen.

„Bitte wollen Sie einstweilen hier eintreten,“ sagte die Therese, „die gnädige Frau wird gleich kommen.“

„Sehr wohl,“ sagte der Herr und sah ihr voll ins Gesicht.

„Jesses, der gnä Herr!“ schreit die Therese.

„Halt den Mund, Therese,“ und als Besuch setzte ich hinzu: „Sie müssen der gnädigen Frau nicht sagen, wer da ist; es soll eine Ueberraschung sein.“ Und als Besuch gab ich ihr ein kleines Eingangs-Trinkgeld. Das nahm sie, trotzdem sie natürlich dachte, daß ihr Herr verrückt geworden wäre. Aber Trinkgeld ist doch schließlich Trinkgeld, ob's verrückt ist oder normal.

Gleich darauf rauchte meine Frau herein. Erst sah sie mich nicht recht, weil ich im Schatten stand, und begann mit ihrem gewinnendsten Lächeln: „Wir freuen uns sehr über den unvermuteten Besuch eines so alten Freund — aber Fritz, was soll das nun wieder für eine dumme Komödie sein.“

„Gnädige Frau,“ sagte ich, „vergessen Sie nicht, ich bin heute als Besuch bei mir; und ich habe mir sagen lassen, daß Sie Besuchern gegenüber —“

Ein neuer Ausdruck kam ins Gesicht meiner Frau; ein Drittel Ärger, ein Drittel Sorge, und ein Drittel Lebenswürdigkeit. „Aber ich weiß wirklich nicht, Fritz —“

„Herr Fritz, bitte, heute,“ sagte ich bestimmt und freundlich, „ich komme auf Besuch verehrte Freundin, und ich würde mich unendlich freuen, wenn Sie einem alten Freunde ähnlich lebenswürdig begegnen würden, wie — wie zum Beispiel neulich dem Herrn Zwiesler oder seiner Frau.“

Da sah ich, wie es über ihr Gesicht merkwürdig zuckte. Die drei Drittel Ärger, Sorge und Lebenswürdigkeit gingen eine chemische Verbindung ein: die Schalkerei. „Sie sollen mir herzlich willkommen sein, Herr Fritz,“ lächelte sie, „und ich bin überzeugt, daß auch mein Mann, wenn er nach Hause kommt —“

„Ich bin überzeugt,“ sagte ich, „er hat es immer gut mit mir gemeint.“

„Ja, das weiß ich, er hat oft zu mir von Ihnen gesprochen. Und fügte sie zögernd hinzu, „fast zu oft.“

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau?“ sagte ich halb neugierig und halb kribbelig.

Sie zögerte noch immer.

„Sie können mir völlig vertrauen, gnädige Frau,“ sagte ich, „ich bitte Sie, einen alten Freund.“

„Nun denn, er sprach von Ihnen mehr als von mir — Sie müssen's ihm aber nicht gleich wiederfagen.“

„I, wo werd' ich,“ sagte ich, und es gab mir einen leisen Stich: Die Kluge lud auf meine Rolle ihre Zwecke. Aber mochte sie — so sprach man sich in aller Ruhe einmal aus. Die angestumpften Schwerterstippen wiesen nur zur Kenntnismahme auf die schwachen Stellen. „Aber ich nahm's ihm nicht sehr übel, wissen Sie — er ist trotzdem gut zu mir.“

„Und Sie, gnädige Frau?“

„Und auch ich bin ihm von Herzen gut, alter Freund — zu Ihnen darf ich es schon sagen, wenn auch, wenn auch —“

„Wenn auch?“

„Wenn ich es ihn auch nicht so merken lassen darf, weil er sonst verwöhnt wird.“

„Hm, gnädige Frau, ich glaube, ich meine — sehen Sie, ich kenne ihn sogar noch ein Stück länger als Sie — ich meine also, Sie könnten es ihn ruhig öfter merken lassen; ich möchte meine Hand dafür ins Feuer legen; er wird nicht verdorben — ganz im Gegenteil, gnädige Frau.“

„Gut, wenn Sie meinen, kann ich's ja einmal versuchen — aber auf Ihre Verantwortung, Herr Fritz.“

„Gewiß, liebe Gine,“ sagte ich fröhlich.

„Gine? Herr Fritz, ich muß doch sagen, Sie erlauben sich —“

„Nichts für ungut, gnädige Frau — Sie dürfen eines alten Freundes Wort nicht auf die Goldwaage legen.“

„Schon gut,“ lächelte sie, „und jetzt müssen Sie es sich bequem machen bei uns — sonst brummt mein Mann, wenn er nach Hause kommt.“

„Ihr Herr Gemahl brummt? Mein alter Freund brummt? Sie scherzen wohl, gnädige Frau; das ist doch sonst nicht seine Art.“

„Nein, im Anfang unserer Ehe nicht, Herr Fritz; aber so nach und nach — wie das eben geht — es gibt da ein innerliches Brummen, das man nur mit dem Herzen hören kann — aber Sie müssen deshalb nicht schlecht von ihm denken — er weiß es sicher selbst nicht so.“

„Aber vielleicht hat die Brummigkeit doch dann und wann — ich darf als alter Freund ja offen sprechen — eine kleine Ursache, gnädige Frau?“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, daß Sie ihn einen Hans Capps heißen, gnädige Frau?“

„Da sieht man aber, verehrter Herr Fritz, daß Sie eine liebe Hausfrau gar nicht kennen. Hans Capps sieht nur für — für einen Hans Capps so gefährlich aus — im Grunde steckt eine Menge Zärtlichkeit dahinter, zu Ihnen gesagt, Herr Fritz.“

„So, eine Menge Zärtlichkeit, liebe Gine — liebe gnädige Frau — ja, ja, ich sag's ja, so ein alter Jungeselle, wie ich es bin, der kann noch immer etwas lernen. Aber was ich sagen wollte, vielleicht liegt es daran, daß Sie seine Meinungen im Haushalt — wie soll ich sagen — nicht ganz so würdigen wie — mit einem Wort, daß Sie immer recht haben wollen, liebe gnädige Frau?“

„Aber Herr Fritz, ich denke doch, der Haushalt, der ist Frauensache, und wenn ich sonst in allem meines Mannes Meinung respektiere, seine Ueberlegenheit — eines muß er mir schon lassen — ich würde sonst ja seine Achtung verlieren.“

„Nun, was das betrifft,“ sagte ich nachdenklich; aber ich machte den Satz nicht ganz; es fiel mir noch ein letztes ein: Wissen Sie, gnädige Frau, er hat mir da einmal geschrieben —“

„Wie? Bei Dritten hat er mich verklagt? Das ist abscheulich, Herr Fritz!“

„Aber gnädige Frau, es ist ja nicht so schlimm; er hat ja nur gesagt, daß Sie Besuchern gegenüber, wie zum Beispiel Zwieslers, bedeutend lebenswürdiger und —“

„Lebenswürdig? Aber sagen Sie doch selbst, Herr Fritz, Lebenswürdigkeit und was dergleichen Oberflächengezeug noch ist, das ist für gelegentliche Besucher gut genug, aber —“

„Sie vergessen gnädige Frau, daß ich selbst Besuch bin.“
— aber Ehegatten dürfen von einander schon was Besseres verlangen als Lebenswürdigkeit.“

„Und was wäre dieses Bessere?“
„Wahrhaftigkeit, lieber alter Freund Fritz.“
„Ach, Fine,“ wollte ich aufjubeln. Aber da hatte sie mich schon in das blaue Zimmer geleitet.

„So,“ sagte sie, „so, Herr Fritz, hier ruhen Sie sich einmal ordentlich von der Reise aus, bis mein Mann kommt.“ Und schon war sie draußen.

Wie ich aber so dasaß mit meinen Gedanken, da fand ich, der Besuch, mich, den Ehemann, bereits auf dem Sofa sitzen.

„Ah, da bist du ja, alter Freund,“ sagte ich, der Ehemann.

„Grüß dich Gott, lieber alter Kamerad,“ sagte ich, der Besuch.

„Du hast also meine Frau schon begrüßt?“ sagte ich, der Ehemann.

„Sie hat dich doch gut empfangen?“

„Gewiß, sie war sehr liebenswürdig zu mir.“

„Na, ich wußte es ja — zu Besuchern ist sie immer so — während ich —“

„Lieber Freund,“ sagte ich, der Besuch, zu mir, dem Ehemann, „lieber Freund, mir scheint, du kennst deine Frau nicht richtig.“

„Nun, erlaube mal, ich denke doch, ich bin ihr Mann und ich bin stets gerecht zu ihr gewesen.“

„Nur gerecht? Ich will dir etwas im Vertrauen sagen: Wir sind allesamt nicht reich genug, als daß wir es uns leisten könnten, gegeneinander nur gerecht zu sein.“

„Aber, wenn ich dir doch sage —“

„Schon gut — aber ich lasse durchaus nichts auf meine alte Freundin kommen, daß du's weißt.“

„Mit welchem Recht erlaubst du dir?“

„Mit dem Recht des Mißverständnisses, alter Freund, du beklagst dich über schlechte Behandlung seitens deiner Frau und hast dir doch all die Jahre her nicht die Mühe gegeben, sie mehr als oberflächlich zu —“

„Ihr scheint ja nette Sachen miteinander verhandelt zu haben, während ich fort war. Es fehlt nur noch, daß du mir sagst, ich müßte von dir lernen, wie ich meine Frau behandeln solle, haha!“

„Ja, in gewissem Sinne solltest du das auch. Denn du hast wirklich nicht ganz recht, wenn —“

„Recht oder unrecht — jetzt ist es genug — du verstehst, daß einer hier zuviel ist in der Wohnung!“

„Gewiß versteh ich. Und ich will schon gehen, wenn du mir versprichst, daß du dir Mühe geben willst, deine Frau ein wenig besser zu verstehen, denn —“

„Das genügt. Und jetzt —“

— denn, wenn du es versäumtest, käm' ich wieder und nähm' dir deine Frau erbarmungslos.“

Ich, der Ehemann, sah in dem Auge des Besuchers eine drohende Flamme, die mich verstummen machte.

Dann nahm ich, der Besuch, meinen Reisemantel und meine Reisetasche, verbeugte mich vor mir, dem Ehemann, und sagte: „Noch einen schönen Gruß an deine Frau, und sieh zu, daß ich nicht wiederkommen muß, alter Freund — behüt dich Gott.“

Er war ruhig hinausgegangen und hatte die Tür offenstehen lassen. Ich, der Ehemann, warf sie mit einem Krach ins Schloß. „Unerhört,“ murmelte ich, „auch wenn er — wenn er recht hätte, dieser — dieser unangenehme Mensch. Nun, ich werde wissen, was ich zu tun habe, um ihn mir vom Halse zu halten.“

Dann ging ich etwas stürmisch ins Zimmer meiner Frau. „Fine,“ sagte ich, der Ehemann, „liebe Fine, ich muß dir leider sagen, daß unser Besuch schon wieder abgereist ist. Und ich will dir nur gestehen, daß ich's nicht bedaure. Der — der Mensch hat sich ja Freiheiten herausgenommen, Fine —“

„Nicht?“ sagte Fine schelmisch. „Ich fand es auch.“

„Um so besser, Fine. Und ich werde — werde dafür sorgen, daß er nicht mehr wiederkommt, nicht mehr wiederkommen braucht, dieser Mensch. Und du, liebste Fine, nicht wahr, du wirst mir dabei helfen?“

„Freilich, Schatz, ich helfe dir dabei.“

Eine Mekkafahrt.

Von Marie von Bunsen.

Wie hochgebildete, hochstehende Mohammedaner in Britisch-Indien sich heutzutage zum Islam stellen, ist nicht ohne Bedeutung. Kurz vor dem Krieg wurde mir ein Blick in diese Seelenverfassung zuteil.

In einer großen indischen Provinzialstadt waren mir Empfehlungen an einen angesehenen Juristen, einen Parlen, vorangegangen. Freundlicherweise bat er mich gleich zu Tisch, vorangegangen. Interessanter einheimischer und englischer Bekannter geladen. Im Auftrag des einen Gastes schickte er mir die im Privatdruck erschienene Beschreibung seiner Reise als Privatsekretär des Earl of Northbrook, woran sich seine spätere Mekkafahrt schloß. Gleichgültig blätterte ich in den ziemlich unwesentlichen Eindrücken aus Ägypten und England, dann aber fesselte mich auf das lebhafteste die Darstellung seiner Pilgerreise. Wertwüdig erschien mir der Gegenstand. Hier ein eleganter, junger Mann, der in Cambridge Gesellschaft bewegte, Luxushotels einkehrte, sich in der besten Gesellschaft bewegte, dort der inwischen als Oberrichter tätige Mann, der ernst und gläubig, gleich seinen Ahnen, den Wunsch seines Lebens erfüllend, sein Gebet in Mekka sprach.

Navab Bahadur (ich lasse seinen Rufnamen aus) reiste mit seiner Gattin, die er immer achtungsvoll als „die Begum“, Herrin, erwähnt, mit einem Neffen und zahlreichen indischen Dienern. In Port Said bedeckten sich die Herren mit dem Tarbusch, ließen sich als Muselmänner erkennen, gewannen damit sofort das allgemeine Vertrauen. „Kaufleute ermäßigen ihre Forderungen, der Kredit schnellst empor, dem Wort wird unbedingt geglaubt, die Achtung ist eine ehrliche. Sollten Schwierigkeiten entstehen, ist man von Freunden umgeben. Das Haus eines jeden Muselmannes ist einem geöffnet, jeder wird einem beistehen... Man wird der Mittelpunkt einer kleinen Gesellschaft, welche sich durch Almosengeben und Gastfreundschaft rasch vergrößert.“

Im Bahnhof läßt er nicht nur Bekannte, sondern auch fremde Hinzutretende Kaffee reichen, „denn die Menschen sind nicht so steif als in Europa“. Als der Dampfer die Höhe von Nadia, der Ortschaft auf dem Landweg, in welchem Pilger ihre Pilgergewänder anlegen, erreichte, zogen sie ihre bisherigen Kleider aus, badeten, hüllten sich in die zwei einfachen weißen Laten und sprachen das Pilgergebet. In Dschebba, dem Mekkahafen, begannen die Schwierigkeiten mit Kamelen und Führern, die Erpressungen. Wahrscheinlich mit Recht tadelt er die harten, veralteten Quarantänenvorschriften der Behörde, diese täte besser, für Wasserzufuhr, gesunde und sichere Reiservorkehrungen Sorge zu tragen. Mit Wasser und Nahrungsmitteln mühten sie sich vom Dampfer aus versehen. Die Begum und er nahmen in einer geschlossenen Kamelfänke Platz: so zogen sie bei Sturmwinden durch die Wüste, wurden in ihren dünnen Luchern durchnäht, aber durch Gottes gnädigen Beistand vor Krankheit bewahrt und, obwohl sie keine Waffen mitnahmen, vor den Räuberbeduinen beschirmt. Nach zwei Tagen durften sie betend den ersten Blick auf die gelobte Stadt werfen und erreichten das Tor. Er nahm sich einen Notawik-Führer, der ihn im Ritus unterwies. Trotz vorgerückter Stunde wollten sie nicht bis zum Morgen warten, traten durch den Umgang in den heiligen Bezirk und hatten das „Haus Gottes“ vor sich. Der Oberrichter beschreibt dann die Gefühle, wie sie auf den Muselman in diesem Augenblick einkürmen, wie sie von Europäern falsch dargestellt werden.

„Was uns erfüllt, ist das Glück, an der vorgeschriebenen Stelle zu stehen... Gott ist allwissend, als er die Welt erschuf, bestimmte er, daß wo die Kaaba errichtet worden ist, er angebetet werden solle. Wir Menschen brauchen ein sichtbares Zeichen, um während des Gebetes unsere Gedanken zu sammeln. Richtig verstanden, führt diese Notwendigkeit zur wahren Andacht, falsch verstanden, zum Götzendienste. Die muslimischen Wurzeln der Kaaba versenken sich in die tiefsten Einkünfte der Erde und reichen bis in den höchsten Himmel. Wenn Muselmänner siebenmal die Kaaba umschreiten, kommt es nicht auf das Umschreiten dieser Steinmauern an, ihr Ziel ist in der vorgeschriebenen Weise, an der vorgeschriebenen Stätte Gott zu verehren. Abraham erbaute das Gotteshaus wegen der Heiligkeit dieser Stätte. Durch das „Haus Gottes“ ist es nicht erst heilig geworden. So auch der Arafat-Berg, wo Adam und Eva Vergebung ihrer Sünden erhielten. Auch er ist wegen dieses Vorgangs nicht heilig geworden, aber die Vergebung dieses Berges wegen der Heiligkeit des Ortes dort erteilt, weil der Arafat-Berg wie die Kaaba-Ebene als Stätten zur Vergebung der Sünden ausgewählt worden sind. Wir heutigen Mohammedaner werden, wie unsere ersten Eltern, die Vergebung erlangen, beten wir mit frommem Herzen an dieser geweihten Stelle... Der Venusdienst, der Feuer- und Sonnendienst, all

dies hat nichts mit der Bedeutung der Kaaba zu schaffen, noch die siebenmalige Umschreitung mit den sieben Planeten... So hängt die Verehrung des Schwarzen Steines auch keineswegs mit der Sonnenanbetung zusammen. Nach dem Sündenfall betäubte es Adam, keine sichtbare Erinnerung an Gott den Herrn zu haben. Darum erfüllte Gott sein Gebet und gab ihm den Schwarzen Stein. Ganz irrtümlich wird behauptet, daß dieser mit Venus oder der Zeugungsstrast zusammenhängt. Der Prophet weinte, wenn er den Schwarzen Stein berührte, sagte, dieser sei der Symbol der hervorbrechenden Tränen. Darum möge klar erkannt werden, daß wir den Schwarzen Stein nicht verehren, nur erinnert er uns an Adams reuevolle Tränen, an die göttliche Erhöhrung seiner Bitte, welche ihn von seiner Sündenlast befreite. Holistisch weinen Muselmänner all dieses eingedenk und werden ihrer eigenen Sündenvergebung gewahr. Der Kuss oder das Küssen ihrer nach dem Stein gewandten Hände ist nur der natürliche Ueberschwang ihrer Gefühle, hat nichts mit heidnischen Gebräuchen zu schaffen."

Er erwähnt, daß Europäer im Stein einen Aserolithen, einen Block aus Lava oder Basalt gesehen haben. Das jedoch steht fest, kein Stein in der ganzen Welt ist ihm gleich, und wahrhaftig kann er als der von Gott dem Adam gewährte Felsen gelten. Lange lag er im Abukobais-Berg verborgen, dann hat auf des Herrn Geheiß Abraham ihn gefunden... Vorurteilsvolle europäische Schriftsteller haben auch Ungünstiges über die heilige Bem-Bem-Quelle berichtet. So behauptet Burton, daß der Genuß Krankheiten verursache. Er hat sich geirrt, wie auch die Erzählungen über Cholera-Bazillen böswillige Erfindungen sind... Bem-Bem ist die beste aller mineralhaltigen Quellen... Die Gläubigen nehmen statt Weisse und Trank Bem-Bem-Wasser zu sich, mancher mittellose Derwisch hat sich mehrere Tage über von Bem-Bem ernährt."

Am nächsten Morgen wurde der eigentliche Hadsh, die Umwanderung der heiligen Stätten, vorgenommen. Der Oberrichter benutzte einen Esel, die Begum, vom Reffen beschützt, war in der Kamellänke. Alle Pilger gingen barhäuptig, aber obwohl zwischen den Regengüssen die Sonne herabbrannte, wurde wunderbarerweise niemand vom Sonnenstich befallen. Besonders großartig gestaltete in diesem Jahre sich der Khebid von Measuten — seit Mehemet-Ali der erste Herrscher — hatte von Kairo aus die Pilgerfahrt unternommen. In seinem Gefolge stand Nawab Bahadur in der glänzend erleuchteten offenen Moschee in der bitterkalten Nacht. Er verblieb dort betend noch mehrere Stunden, erreichte dann sein aufgeschlagenes Bettlager, wo er von der Gattin und der Dienerschaft erwartet wurde. Wir schliefen wenig. Die Nacht verains hauptsächlich im Gebet."

Am nächsten Tag wurde der Hadsh fortgesetzt. Er sammelte in der Nähe der Moschee die nötigen Steine, um an einer vorgeschriebenen Stelle „Den Satan zu steinigen“, überwarde sein darzubringendes Opfer; zwei Kamele und mehrere Schafe wurden geschlachtet. Dann besuchte er Abrahams Höhle, dem Altus gemäß sprang er von einem Felsblock zum andern, warf die Steine und badete am letzten Tage zum letztenmal in der Bem-Bem-Quelle. Den Abschluß der Hadshwanderung bildeten die feierlichen Gebete in der Kaaba-Moschee: Burton nennt diesen Akt den feierlichsten, eindrucksvollsten Gottesdienst, den er jemals erlebt habe. An den folgenden Tagen wurden die andern denkwürdigen Stätten besucht. So Kadißbas Haus mit der Stelle, an der Mohammed sein Gebet zu verrichten pflegte. (Auch uns Andersgläubigen würde dies Haus ein bedeutames sein.) Zwischendurch verkehrte er mit namenswerten Muwis (Schriftgelehrten), ließ sich von ihnen unterweisen, sah zu ihren Häusern, unterzog sich einer Prüfung. Dann, nachdem er und die Begum Almosen verteilt hatten, wurde befriedigt und dankbar die Rückreise unternommen.

Als ich abends im hübschen Bungalow den hellerleuchteten Raum betrat, wurde mir Al Hadsh (dies der Ehrentitel jedes Mekka-Reisenden) Nawab Bahadur vorgestellt. Seine Tätigkeit als Oberrichter in einem der größten einheimischen Staaten ist abgeschlossen, er hat sich nach F zurückgezogen. Eine große vornehme Gestalt; leider ging er europäisch, trug er auch den Grad selbstverhändlich und aut, so hätte er in seiner einheimischen Tracht, wie das Bild im Bildchen ihn zeigt, natürlich noch weit eindrucksvoller gewirkt. Bei Tisch sah ich zwischen dem Hausherrn und ihm. Er erzählte mir über die Kassen Schwierigkeiten, ihre gelegentliche Lösung. Wie gewöhnlich trank ich Wein, merkte zu meiner Beschämung, daß er nur Wasser zu sich nahm. Nachher fuhr er mich in der überhitzten, lauwarmer Sternennacht in seinem Auto nach dem Gasthof. Auto, Ulstermantel, die meisterhaft beherrschte englische Sprache erschienen mir belanglose Oberflächen. Ich erlah den Muselmänn aus altarabischem Geschlecht, für den die Mekkafahrt einen Höhepunkt des Daseins bedeutet hatte.

Der Mann in der Bärenhöhle.

Von Joachim von Bülow.

„Wer Schneeglöcklein graben will — Und hat das Glück dabei — Der gräbt wohl einen Bären aus — Und gräbt auch ihrer zwei.“

Meister Schellfer konnte das Unverhoffte nicht trefflicher schildern. In jenen rauhen Zeiten der Ekkehard und der Hunnenkriege gehörte es wahrscheinlich zu den alltäglichen Ueberraschungen, auf Bären im Schnee zu stoßen, wenn man nach Schneeglöckchen suchte. Heute sind wir bescheidener geworden, und mein Erstaunen war sicher nicht geringer als das des jungen Mönches, als mir mitten im wilden Rußland, in einem tiefen Walde, statt eines mich kaum überrascht habenden Bären eine Frau begegnete, die mich deutsch ansprach, nicht etwa mit den Gurgellauten der eingeborenen Juden, sondern mit jenem guten, anständigen Deutsch, das man zwischen der Donau und dem Böhmer Wald redet. Natürlich war ich schnell vom Pferd herunter und schüttelte ihr die Hand; denn es ist ein wahres Glücksgefühl, einmal wieder die Heimatlaute aus Frauenmund zu hören, und dafür mußte ich ihr danken.

Sie lebte da mit ihrem Manne und ihrem halbwüchsigen Sohne im wahrsten Sinne des Wortes hinterm Berg. Oesterreichische Kolonisten, hierher verschlagen, Gott weiß wie, vor langen Jahren einmal, die ihren Acker bestellten und ihre Kühe molken und so langsam zu Rußen wurden — geworden wären, hätte es nicht den Krieg gegeben. So sehr waren sie schon in die Landesitten eingewöhnt, daß sie bleiben durften, wo sie seit Jahren saßen, ein Trinkgeld an den zuständigen Beamten, und kein Mensch dachte daran, den Oesterreicher mit dem slavischen Namen fortzujagen, der ausah wie ein richtiger Panje und Sprache und Sitten wie ein Einheimischer beherrschte.

Außerdem, hierher würde der Krieg ja nicht kommen! Väterchens Heere sind viel zu mächtig und stark!

Aber der Zar denkt, und Hindenburg lenkt. Auf einmal waren wir doch da und ritten durchs Land, auch zu dem Oesterreicher und gruben ihn aus seiner Höhle, und auf einmal war er nicht mehr der unbekannte Bauer da hinter dem Berge, ganz abseits aller großen Straßen, sondern der Oesterreicher, der einzige ortskundige, verbündete Mensch auf hundert Meilen im Umkreis, eine wichtige, nützliche und gesuchte Persönlichkeit bei allen deutschen Soldaten, die in jenem Strich zu tun hatten.

Drum sei ihm ein Kapitel in der Geschichte dieser Tage gewidmet. Der Eingangsvergleich mit dem Bären ist gar nicht so weit hergeholt. Denn, wenn der Oesterreicher — seinen Namen wissen wohl die wenigsten, die ihn besuchten; er tut auch nichts zur Sache — durchaus nicht bärenhaft ist und im Gegenteil nichts weniger als ungeleckt wirkt in der Umgebung, vor allem von polnisch-litauischen Schafpelzen, so lebt er doch wenigstens in einer regelrechten Höhle. In einen Berg hinein hat er sich einen Wohnraum gewühlt, einen regelrechten Unterstand, der uns anheimelt, als kämen wir in den Schützengraben. Dort wohnt er, und dort kocht seine tüchtige Frau dem durchziehenden deutschen Krieger allerhand gutes, raffiniert gutes Essen nach österreichisch bewährten Rezepten.

Eine richtige Bärenhöhle, die aber nicht erst durch den Krieg entstand, sondern schon zwei Jahre alt ist, seitdem das Wohnhaus abbrannte, und jetzt, wo der Schnee alles eindeckt, kann man drüber wegreiten und ahnt sie nicht, es sei denn, daß gerade der Rauch vom Herde aufsteigt.

Sitzt man aber unten drin, dann ist es warm und gemütlich, und bei einer Pfeife Tabak, mit dem man sein Herz ganz gewinnen kann, erzählt der Oesterreicher.

Er erzählte prachtvoll, in seinem ungefalt plastischen Teplitzer Deutsch, das sich so gemütlich anhört und das sich nicht schreiben läßt, was doch nötig wäre, um den ganzen Reiz seiner Unterhaltung abzuspiegeln.

In Petersburg ist er gewesen. Acht Jahre. Damals war er noch Bäcker, und da hat er so wunderbare Kuchen gebacken, daß ihn sogar ein Großfürst darum belohnt hat. Nachher ist er krank geworden, die Gicht hat er bekommen, und darum ist er aufs Land. Aber geheilt hat er sich

selbst. Denn er kann alle Leiden heilen. Mit Zitronen und Quark. Neunhundert Zitronen hat er geschluckt, dann ist die Bicht weggewesen. Mit Zitronen hat er auch einmal eines Generals Tochter von der „Düsterli“ kuriert, als sie die Aerzte schon haben schneiden wollen. Und der General hat ihm fünfzig Rubel geschenkt, und der berühmte Professor hat gesagt: Wenn er's nicht selbst gesehen, würd' er glauben, es sei ein Wunder geschehen.

Die Lungenentzündung aber heilt er mit einem Quarkumschlag um die Brust in fünf Tagen und jeden bösen Finger ebenso in einem Tage nur. Sogar die Lungen-
schwindsucht kann er heilen, mit Quark und Terpentin, aber das ist zu umständlich hier zu erzählen, und so recht glaube ich's ihm auch nicht.

Nachher also ist er Landwirt geworden. Pächter. Aber der Besitzer hat das Haus selber angesiedelt, wo er wohnte, ehe er in die Höhle hinabstieg.

Wie nun der Krieg gekommen ist, hat er dem Kreisbeamten fünfundzwanzig Rubel gegeben, darum hat er bleiben dürfen, drei Monate lang sollte er sich möglichst nicht in der Stadt zeigen. Auch seinen Wagen durfte er behalten. Aber er mußte ihn verstecken, auseinandernehmen und alle Teile einzeln in den Wald tragen.

Nachher sind die Kosaken durchgekommen. Eines Tages sieht er eine ganze Herde Rösser über seine Wiese laufen, und niemand ist draufgeseffen. Auf einmal tut's einen Juchzer, und alle seien oben gewesen. Dann seien sie durch den Sumpf geritten. Er hätte gesagt, da geht's nicht durch. Aber sie haben gelacht und sind durchgetrabt, und die Pferde haben gewußt, wie sie treten mußten, ganz schnell, ganz leicht hintrippeln, dann kommen sie durch.

Am Abend ist einer angekommen, ein deutscher Hulaner, ganz voll Blut, aus dem Pferd hat der dicke Schaum gestanden, und als er ihm gleich deutsch geantwortet, da ist der Hulaner vom Pferd und hat ihn umarmt. Dann hat er erzählt: Sie seien sieben Mann gewesen auf Patrouille. In einem Bauernhause hätten sie geseffen und die Pferde im Garten angebunden. Da seien die Bauern hin und hätten es den Kosaken verraten. Die haben durchs Fenster geschossen und sie hinaus. Dreißig Mann haben sie erschossen und vier von hinen seien auch gefallen. Dann haben sie sich fortgemacht und seien losgeritten, jeder für sich; dreißig Kilometer ist er galoppiert, und wo die andern seien, wisse er nicht. Ein Glas Milch hat er getrunken und gegen das Fenster geseffen, und den Karabiner hat er nicht vom Schoß gelassen.

Den nächsten Tag sind die deutschen Kanonen schon dagewesen und haben immer in den Wald hineingeschossen, aber die Russen waren schon alle fort.

Da ist ein Bauer in der Nähe, der heißt Urban. Drei Brüder sind es, alle drei schwer reich und leben miteinander in Feindschaft. Zwanzigtausend Rubel haben sie schon verprozeßiert gegeneinander. Das Geld aber stammt vom Großvater. Der hat im Jahre 1812 mal zwei Franzosen fahren müssen, die die Kriegskasse mitthatten. Da hat er sie totgeschlagen und einen Teil des Geldes vergraben. Das andere hat er abgeliefert, und der Zar hat ihn noch belobt und beschenkt.

Später hat er das Geld wieder ausgegraben, ganz allmählich, und sich freigekauft und ein Bauerngut erworben, und seine Söhne und Enkel wurden mit dem Gelde reiche und angesehen Leute im Lande.

Des Oesterreichers Stall ist voll von Pferden und Kühen. Aber sie gehören ihm nicht. Die Bauern bringen sie ihm hin zum Aufheben, denn weil er Deutsch kann und ein Oesterreicher ist, requirieren die Soldaten nicht bei ihm. Drum fährt er auch allein umher, und wenn ihn die deutschen Soldaten mit Panje anreden, wird er grob: „Ich bin kein Panje, ich bin ein österreichischer Untertan und euer Verblinder!“ Da lachen sie, und keiner nimmt ihm sein Pferd fort.

Ein Russe wohnt bei ihm, ein Kerl wie eine Fahnenstange so lang und stark wie ein Ochse, der ist sein Knecht, aber vor den deutschen Soldaten fürchtet er sich wie ein kleines Kind. Einen Schimmelhengst hat er, der ist das Schönste, was sich denken läßt, mit einer Mähne, die fast

auf die Füße herabhängt, und funkelnden Augen wie das Pferd der Königin Isabella von Velasquez im Prado. Aber er ist erst zwei Jahre, und noch kann man ihn nicht gebrauchen.

Einmal, da ist der Oesterreicher vom Dachboden herabgestiegen, und wie er sich umschaut, hat ein Wolf dagestanden. Er hat sich aber gar nicht gesürchtet, und der Wolf ist fortgelaufen.

Wie er noch in Petersburg war, ja, da war's schön. Da sind die Straßen mit Holz gepflastert, und im Winter legen sie die Schienen übers Eis, und dann fährt die Straßenbahn hinüber. Wenn die reichen Herren mit ihrer Troika fahren, das ist grad wie in der Bibel mit dem feurigen Wagen, so geschwind geht das.

Ein anderer Bauer ist in der Gegend, der hat einen schönen, starken Hengst. Den hat er vor den deutschen Soldaten versteckt und hat ihn in die Erde vergraben, in einen Tunnel, und oben drauf hat er einen Baum gepflanzt, und nur ein kleines Loch ist in der Erde, da kriecht er hinein und bringt ihm sein Futter. Jetzt aber, wo der erste Schnee da ist, kann er ihn nicht mehr verstecken, und darum will er ihn freiwillig geben gegen einen richtigen Gutschein. Das hat er dem Oesterreicher gesagt, und der sagt es mir, weil wir gute Freunde sind, und ich bekomme den Hengst für mein Regiment, einen Prachtkerl. Als wir ihn fortholten, haben alle Kinder ihn noch einmal geküßt, aber er hat um sich geschlagen und gebissen. Mein Bursche aber, der ein alter Kutscher von Haus her ist, liebt ihn wie seinen eigenen Sohn und bestiehl alle andern Pferde für ihn um den Hafer.

Seinen Jungen hat der Oesterreicher verborgt, einem Kavallerieregiment, mit dem reitet er als Dolmetscher, und sie haben ihm eine Soldatenmütze aufgesetzt, die ihm viel zu groß ist. Ueberall reitet er mit herum und redet mit den Bauern und schafft für das Regiment, was es braucht: Vieh, Federvolk, Fische. Neulich haben sie ihn sogar einmal beschossen, Kosaken, die hinter unsere Front gekommen waren.

Wenn er erst groß ist, will er österreichischer Offizier werden, und daß er noch vor sechs Wochen in die Schule ging, das will ihm gar nicht in den Kopf.

Der Alte ist mächtig stolz auf den Jungen, aber ganz so viel Mut wie der hat er nicht. Denn sein Koffer ist gepackt, und einen Wagen hat er bereitstehen. Denn jedesmal, wenn die Kanonen von Dinaburg herüberkrachen, denkt er, daß die Russen wiederkämen, und will anspannen. Denn dann muß er ausreißen, das weiß er. Sie hängen ihn sonst auf.

Man könnte es ihnen nicht einmal übel nehmen. Aber er kann sich beruhigen. Wir lassen sie nicht wieder in die Land, und dann wird er sich ein eigenes Haus bauen können, wo jetzt die Bärenhöhle ist, und es wird eine richtige Villa werden. Oben auf dem Berge. Wir werden ihm schon helfen, denn solche Kerle können wir brauchen, die das Land kennen und die Sprache und das Vertrauen der Bevölkerung haben. Er ist ein Schrittmacher unserer Kultur, der Oesterreicher, ein ganzer Kerl mit allen seinen Schrullen und Stücken; ich wollte, es gäbe noch viele solche hier, wie ihn.



Der Nazibauer.

Erzählung von Georg Lebach.

Der Nazibauer hatte entschieden Pech. Als er eines Sonntagsvormittags etwas reichlich lange im Bräustübl geseffen hatte, wollte er den Heimweg abkürzen und gerade-
weg über den erst kürzlich zugefrorenen Tegernsee laufen. Trotz allseitiger Warnungen ließ er sich nicht zurückhalten. Einige hundert Schritte vom gegenüberliegenden Ufer entfernt brach er ein.

Glücklicherweise war der Vorfall bemerkt worden, und einige beherzte Burschen zogen den Zappelnden und schreienden Nazibauer aus dem Wasser.

„Über Nazibauer,“ riefen die Frauen, die neugierig von allen Seiten herbeigeeilt waren, „wie könnt's denn auch über den See laufen, wann's Eis noch frisch is, und noch dazu die Sonne gar so daherbrennt!“

„Dös kommt davo, wenn ma statt in d'Kirch'n ins Wirtshaus geht,“ sagte der Herr Hauptlehrer.

Der Nazi war Junggesell geblieben. Fragte man ihn, warum er nicht heiraten wolle, gab er zur Antwort:

„Mit dena Weibsbilder is's affkerat so wie mit'm Tegernsee. Wann's gar so freundi dreinschaun tun und ma sich ganz sicher glaubt, just da fällt ma eini. Naa, i hab von oamal g'nua.“

Er war ein bißchen schwerfällig und ungeschickt, dafür aber äußerst schlaun und gerieben. Sein kleines Anwesen bewirtschaftete er musterhaft. Obgleich er schon etwas aus den Jahren war, hätte er doch noch unter den Dorfschönen welche finden können, die bereit gewesen wären, ihm die Hand zum Ehebunde zu reichen. Die kalten Gluten des Tegernsees schienen aber bei seinem unfehlwilligen Bade alle Liebesglut in ihm ausgelöscht zu haben.

Als der Krieg ausbrach, mußte auch der Nazibauer seine Pflicht tun. Er wurde als Landsturmmann eingezogen, und nachdem ihn das Schicksal bald hierhin, bald dorthin geworfen hatte, finden wir ihn bei einem Truppenteil des Prinzen Leopolds von Bayern.

Seine Vorgesetzten hatten bald herausgefunden, daß er einen pfiffigen Kopf hatte und sich auch in allem leicht zurecht fand. Sie benutzten ihn daher gern zu schwierigen und an die rasche Entscheidungsfähigkeit des Einzelnen hohe Anforderungen stellenden Patrouillengängen.

Während Deutschland noch von den Herbststürmen durchbraust wurde, war dort im fernen Rußland schon Winter geworden. Auf den Seen und Flüssen breitete sich eine dünne Eisschicht aus, und der Nazibauer, wenn er auf seinen einsamen Wegen an ihnen vorbeikam, war froh, daß er auf festem Grund und Boden bleiben konnte.

Eines Tages hatte er sich zu weit hinausgewagt. Da sah er plötzlich drei Russen auf sich zukommen, denen er nicht mehr entkommen konnte. Schießen hätte gar keinen Zweck gehabt, denn auf den Knall hin wären sicher die Russen von allen Seiten herbeigeeilt.

In einiger Entfernung von ihm zog sich jedoch ein langer, aber nicht sehr breiter See hin. Gelang es ihm, über diesen hinwegzukommen, so war er gerettet, denn die Russen würden sich schwerlich auf das dünne Eis wagen.

Aber war dieses auch stark genug, um ihn zu tragen? Fatale Erinnerungen stiegen ihm auf, und ein kalter Schauer lief seinen Rücken hinab. Doch lieber wollte er den Tod in den Wellen finden, als den Russen in die Hände fallen. So schnell ihn seine Füße tragen konnten, lief er zum See hinunter und, ohne sich zu besinnen, auf die schwankende Eisdecke. Doch er kam nicht weit. Unter seinen schweren Tritten krachte das Eis, und der Nazibauer brach ein. Ehe er recht zur Besinnung kam, packten ihn derbe Fäuste und zogen ihn ans Ufer zurück.

„Faßt's mi nur an Augenblick verschmausen,“ rief er, sich vor Kälte schüttelnd, aus.

Die Russen schienen gutmütige Kerle zu sein. Sie betrachteten spöttisch ihre Beute, doch konnte der Nazibauer keinen Zug von Grausamkeit in ihren Mienen entdecken, sodaß er erleichtert aufatmete, und sich schon wieder ein laises Glückseligkeit bei ihm einstellte. War es doch schon vorgekommen, daß einzelne Soldaten einen ganzen Trupp Russen als Gefangene einbrachten. An Ueberredungskunst fehlte es ihm gewiß nicht; die Schwierigkeit war nur, wie er sich mit den Moskowitern verständigen sollte.

Inzwischen hatte ihn der eine aufmerksam betrachtet. Plötzlich sagte dieser im reinsten bayerischen Dialekt:

„Ja, bist denn du net der Nazibauer vom Tegernsee?“

Vor Staunen war dieser beinahe sprachlos. „Ja, woher kennst denn du mi, und wo hast so guat deutsch gelernt?“ fragte er zurück.

„I bin doch zwei Jahr Kutscher g'wesen beim Iswolski draußen in Rottach. Da hab i halt d'lernt deutsch red'n, euer Bier trinken und die saubern Mad'ln buffeln.“

Auch Schuhplatten tann i.“ Und schon hing er zu knipfen an und bearbeitete seine „Fagen“ mit beiden Händen.

Vor Freude hätte der Nazibauer am liebsten mitgetanzt. Besser konnte es ja gar nicht kommen. Er umarmte den Russen ein über das andere Mal.

„Naa, is dös a Freud,“ sagte er; „jiaht noch a Moasß Bier dazua, dös gäb' a Fest.“

„Al Moasß bayrisch Bier hätt' i aa ganz gern trinken,“ gab ihm der Russe zur Antwort.

„Woast, Freunderl,“ sagte da der schlaue Nazibauer, „wannst mit mir kommst, nacha kannst Bier faufn a ganzes Faßl. Und Würst han mer a; da schau her.“

Damit zog er eine große, fette Würst aus der Tasche und hielt sie dem begehrlieh dreinschauenden Russen unter die Nase.

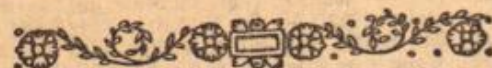
Diesem drastischen Mittel konnten sie nicht widerstehen. Nach kurzer Beratung erklärte der ehemalige Kutscher, daß sie alle drei friedliche Menschen seien und das ewige Kriegsführen satt hätten. Sie wollten daher mit ihm gehen und sich gefangen geben, wenn er ihnen versprechen könne, daß ihnen nichts Böses geschehen würde.

Der Nazibauer schwur hoch und heilig, daß er selbst zum Prinzen Leopold gehen und ihm sagen werde, wie gut sie zu ihm gewesen wären, und daß sie ihm das Leben gerettet hätten. Der würde dann sicher dafür sorgen, daß sie es ganz besonders gut hätten.

Als der Nazibauer mit seinen drei Gefangenen ankam, machten seine Kameraden große Augen. Das hätte ihm keiner zugetraut.

„Jo, was is denn dös, Nazibauer! Wo hast denn die drei Mannl aufg'lesen?“

Er würdigte sie aber keiner Antwort, und stolz ging er zum Hauptmann, um Bericht zu erstatten. Als dieser den wahren Sachverhalt erfuhr, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren. Er befahl, daß die drei Russen, ehe sie abgeführt wurden, gut bewirtet werden sollten. Dann hielt er an die neugierig herbeigeeilten Mannschaften eine Ansprache, in der er hervorhob, daß der Nazibauer, der schon fürchtete, daß er nun wieder wie damals am Tegernsee verspottet werden sollte, wenn auch nicht mit der Waffe, so doch mit dem Verstand eine kühne und tapfere Tat vollbracht habe.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Ihrer drei: Bernhardiner, Lamm und Ziege.

Eine Granate hatte einem unsrer Soldaten in einem Gefecht das linke Bein zerhackt. Er konnte gerade noch die Klinke einer Haustüre ergreifen und sich daran festhalten, als das Geschloß ihn niederstieß. Ohnmächtig fiel er zu Boden. Als deutsche Sanitätsoldaten ihn fanden und mit dem ersten Verband versahen, hatte er bereits viel Blut verloren. Er sank deshalb gleich wieder in Ohnmacht. Aus dieser erwachte er an einem ganz eigentümlichen Gefühl: es kitzelte ihn etwas an der Hand. Als er die Augen öffnete, erschrak er zunächst: denn ein großer Schäferhund war es, der sich an ihn herangemacht hatte, und er wußte nicht sofort, was das bedeuten sollte, wie ja die Gelehrten heute noch nicht darüber einig sind, ob die Hunde, die die Schwären des armen Lazarus geleckt, in guter oder in anderer Absicht dies taten. Er merkte indes bald, daß der Hund, der seine Hand beleckte und sich an ihn schmiegte, seine Teilnahme damit beweisen wollte. So erwiderte er denn seine Liebesworten, worauf sich der Hund autraulich bei ihm niederließ. Das Tier hatte offenbar ein Gefühl dafür, daß es ein Tierfreund war, der hier lag. Von klein auf liebte der Verwundete die Tiere besonders; er hatte auch in diesem Kriege eine Probe davon gegeben, sofern er in den Bogesen eines verirrtten Bernhardinerbundes sich freundlich angenommen. Und merkwürdig, zu dem Hunde gesellte sich nach einiger Zeit ein verlaunenes Lamm und zuletzt noch eine Ziege, die das Kriegsgetümmel irgendwie aus ihrem Stall vertrieben hatte. So lag denn der Verwundete eine gute Weile, aufs neue von tiefer Ohnmacht umfungen, in Gesellschaft der drei Tiere, bis der Hund geradezu sein Ketter wurde. Wieder kamen deutsche Sanitätsoldaten an den Platz. Ohne

um den raslos Daliegenden sich zu kümmern, gingen sie weiter: sie hielten ihn für tot. Da aber gab der Hund Laut und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den bleichen Mann, der, durch sein Gebell geweckt, ein wenig sich aufrichtet hatte. Sie legten ihn auf eine Trage und schafften ihn zu einem Wagen, der in Zeit von 2½ Stunden eine Dorfstraße erreichte, die zum Lazarett umgewandelt war. Hier wurde der Verwundete auf Stroh gebettet, Tränen stürzten ihm aus den Augen, als auch hier der Hund sofort an seiner Seite erschien und sich bei ihm niederließ. Ein Unteroffizier von der Sanitätsabteilung nahm sich des treuen Tieres an, das den weiten Weg, stets hinter den Wagen drein, mit dem Transport zurückgelegt hatte. Er versprach dies auch ferner tun zu wollen, als ein Lazarettzug gemeldet wurde, der den Verwundeten in das deutsche Vaterland entführte.

Eisenbahner.

Es ist um Mitternacht. Auf einem ländlichen Bahnhof kommen, in dicke Pelzmäntel gehüllt, drei mächtige Gestalten in die Gaststube. Mit großen Stiefeln, bereiften Wägen treten sie herein und erinnern ganz an die Erscheinung des Pelzmärtels. „So, endlich hätten wir's," beginnt der erste, „seit vor-mittags zehn Uhr ist's lala! Ref'l, n' heißen Kaffee!" Mit Wohlbehagen schlürfen sie den dampfenden Trank. „Ist hier doch besser als in den Schlüßengraben!" Beginnt der erste wieder. „Wenn's schon auch saagerisch zieht auf den hohen Bremshäufeln, dein bayerischer Kohlrabi wenigstens ist in Sicherheit." Er hat sich eine Zigarre angesteckt, streckt die Beine lang unter den Tisch und lehnt sich behaglich an die Wand zurück. Hinter ihm hängt der abgelegte schwere Mantel, der Reif trieft von ihm in einzelnen Tropfen. Ein später Gast hat sich am Tisch niedergelassen. Er betrachtet erstaunt die große Erscheinung des ihm gegenüberstehenden Eisenbahners, der eine Kriegsauszeichnung auf der Brust trägt und dem eine große Narbe über die Stirne läuft. Sie läßt ahnen, was der Mann mitgemacht hat. Rede zeitigt Gegenrede und so erzählt der Große mit dem roten Mal: „Das war in Russland, draußen auf Patrouille. Hielt mich auf einem einsichtigen Hof zur Beobachtung. Schien alles sicher. Mit einem Male fallen sie über meine paar Mann her, Kofaten, wie aus dem Boden herausgewachsen, ein greuliches Gesindel. Jetzt gilt's. Ich schlug zu, das es krachte. Sie drangen mit Säbeln auf mich ein. Einer wischte mir noch zwei Hiebe über's Dach, gerade erreichte ich noch mein Ross und schoß ihn vom Sattel aus nieder. Dann ging's davon wie der Wind. Bald sah ich nichts mehr vor dem rinnenden Blut und brauchte grad vier Tage, bis ich richtig verbunden werden konnte. Der zweite Schmiß sitzt nämlich am hinteren Schädel." Er wandte leicht den Kopf und da war's wie eine spannenlange Naht, die sich heraufzog. Die Kerle meinten, ich sei wie das Käferl hier auf dem Tisch, über das man das Glas stellt, wann man's fangen will. Aber mich haben sie gesehen. Der Brut hätte ich mich ja nie lebendig ausgeliefert." — „Run," setzte er, sich besänftigend, hinzu: „dabeim ist's anders! Sind jetzt wieder im Dienst. Soldat und Eisenbahner, alles beisam. Hier wie dort gilt's dem Vaterland. Wenn's auch saagerisch zieht auf dem Bremshäufel, aber keine Sora braucht nicht zu haben vor dem windigen Gesindel. Tuft dein' Dienst. Legst dich jetzt auf d' Seiten: nach ein paar Stund beist's wieder auf; aber zu keim Sturmangriff. Morgen Sonntag, hast Dienst, wie die draußen im Graben. Aber doch anders. Wie gern ich wieder Dienst mach, dabeim im Vaterland!"

Der kleine Tröster.

Martha gehörte zu jenen tapferen Kriegerfrauen, die ihre schwere Bürde mit Opfermut und Gottergebenheit trugen. Es war ihr gewiß nicht leicht gemacht; sie mußte nicht nur für ihre drei kleinen Kinder, sondern auch noch für die alte Mutter ihres Mannes, der nun schon über ein Jahr vor dem Feind stand, sorgen. Da konnte es einem wohl nicht Wunder nehmen, wenn das kleine Fräulein hin und wieder ganz verzagt und kleinlaut wurde. Vor der Öffentlichkeit freilich ließ sie sich nichts anmerken, doch dabeim im stillen Kämmerlein floss gar manches Mal ein heißer Tränenstrom über die vergrämten Wangen. Die Kleinen schauten dann immer verschüchtert auf die Mutter. Wer hatte ihr denn was getan? Was hat sie denn nur? Sie ahnten ja noch nichts von den Kämpfen dieses Lebens, die Glücklichsten! Sie wußten ja noch nicht viel von dieser Schrecklichen und doch so großen Zeit. Sie hatten wohl gehört, daß Vater jetzt im Krieg sei, daß es da draußen große Schlachten und Siege gäbe. Verstanden hatten sie das Meiste aber nicht. Auch Namen haben sie oft nennen hören, am öftesten natürlich Pindenburg. Die Ehrfurcht und das Vertrauen, das sie dabei herausgefühlt, hatte in ihnen den Eindruck erweckt, daß sich nur Großes, Gewaltiges und Trost-

stündendes mit diesem Namen verknüpfen lasse. Ist's da nun ara verwunderlich, wenn eines Tages der Kleinste die Mutter, als sie wieder einmal ihrem Kummer durch Tränen Luft machte, an sie herantrat, sich schmeichelnd an sie schmiegte und tröstend sagte: „Mußt nit weine, Mutterl, der Vater ist ja beim Pindenburg!"

Wandel.

Ein junger Lehrer kehrte auf Urlaub in den Kreis seines früheren Wirkens zurück. Er besuchte das Schulzimmer, in dem nun ein jüngerer Amtsbruder seinen Platz einnahm. Beim Verlassen des Schulhauses dachte sich der Feldgrau: „Wie kommen einem jetzt seine früheren Sorgen und Anregungen doch so klein und unbedeutend vor! Wie konnte man da aufgeregt sein, wenn einem der Schüler eine falsche Antwort gab, oder wenn er etwas nicht begreifen wollte, oder wenn man mehr Dienst machen mußte als auf dem Blatte stand! Ich glaube, jetzt hätte ich zu allem mehr Geduld und Zeit." — Dann führte ihn der Weg zum ländlichen Wirtshause. „Da bin ich auch oft gewesen und habe länger gewieilt, als gut war; habe mehr gebraucht als ich hätte brauchen sollen. Wann einmal das Essen nicht ganz nach Geschmack war, wie konnte man da gleich verärgert sein, und wann nicht alles nach Wunsch ging, wie schnell war man da auf dem Stängeldien! Oder wann der Monat noch dauerte und die letzten Singvögel schon ausgeflogen waren, wie konnte man gleich schimpfen über die Befolgung. Immer war's einem zu wenig! ... Und jetzt! — Wie froh wäre ich, wenn ich nach all dem Erlebten heil wieder heimkehren dürfte in die gleichen Verhältnisse; ich glaube, ich fände kein Wort der Unzufriedenheit mehr!"



Luftige Ecke.

„Papa," sagte das süße Mädel zärtlich, „du würdest es doch wohl nicht gern sehen, daß ich von dir ginge und dich allein ließe, nicht wahr?" — „Allerdings nicht, Kind," war die freundliche Entgegnung des reichen Vaters. — „Das freut mich sehr," seufzte das junge Mädchen, „jetzt werde ich Herrn Habenichts heiraten. Er ist willens, hier zu wohnen."

„Würden Sie mir heute nachmittags wohl freigeben?" fragte der Gehilfe seinen Chef. „Meine Frau wünscht, daß ich ein paar Teppiche klopfe." — „Das ist leider nicht möglich," antwortete der Chef. Der Gehilfe machte sich vergnügt wieder an seine Arbeit, indem er sagte: „Derselben Dank. Tausend Dank!"

„Lieben Sie Schwester Clara, Herr Hirsch?" fragte der kleine Bruder geradezu. — „Aber, Willi, wach' sonderbare Frage!" antwortete der erstaunte Hirsch. „Warum fragst du danach?" — „Weil sie gestern abend sagte, sie würde einen Taler geben, wenn sie's wüßte, und ich hab' den Taler nötig."

Ein Irländer stand vor Gericht unter der Anklage, einen Nachbarn überfallen und ihm einen Schädelbruch beigebracht zu haben. Während der Verhandlung bezeugten mehrere Aerzte, daß die Schädeldecke des Mannes sehr dünn sei. „Haben Sie etwas zu sagen, weshalb kein Urteil ergeben sollte?" fragte der Richter. — „Nein, Euer Ehren, aber ich möchte gern eine Frage stellen." — „Und die wäre?" — „Was hat ein Mann mit einem solchen Schädel auf der Kirmes in Tipperau zu suchen?"

Die Familie war ängstlich besorgt, die Köchin zu halten, die sich als einwandfreie Perle erwiesen hatte. Als sich bei ihr eine Leidenschaft für das Sammeln von Rabattmarkten entwickelte, beschloß die Familie darauf einzugehen, und man gab ihr alles, was man sammeln konnte. Als sie eine genügende Anzahl beisammen hatte, tauschte sie diese gegen einen Koffer ein und verließ ihre Stelle.

Der dicke Polizist lockte förmlich vor But, als er seinen Gefangenen vor den Polizeirichter zerzte. „Dieser Mensch hier hat mich einen Hippopotamus genannt!" schrie er. — „Wann hat er Sie einen Hippopotamus genannt?" fragte der Richter. — „Vor einem Jahre!" — „Aber warum haben Sie denn ein Jahr gewartet, ehe Sie ihn verhafteten?" — Der dicke Polizist wurde sichtlich noch wütender. „Weil ich bis gestern nie einen Hippopotamus sah."

Onkel war bei der Familie zu Besuch, und die Kinder hatten getreulich versprochen, daß sie ihn nicht bitten wollten, sie ins Kino zu führen. Am zweiten Tage seines Besuches indessen war sein Geburtstag. Die Kinder hatten dazu ihre Groschen zusammengeworfen und beschenkten Onkel mit einer Eintrittskarte fürs Kino. — Was blieb also Onkel übrig?